

Unserm lieben Herrn Professor Otto von Greyerz, geboren am 6. Herbstmonat 1853, zum fünfundsiebzigsten Geburtstag unseren herzlichen Glückwunsch!

Autor(en): **Blocher, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **22 (1938)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419810>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unserm lieben Herrn Professor
Otto von Greyerz,

geboren am 6. Herbstmonat 1863,

zum
fünfundsiebzigsten Geburtstag

unsern herzlichsten Glückwunsch!

Es steht uns wohl an, unserem Gründungs-, Vorstands- und Ehrenmitglied, dem Gründer und Vorsitzenden unseres rührigen Zweigvereins Bern eine „Greyerz-Nummer“ zu widmen. Wir bringen zunächst die kurze Rede, die sein Schüler und Nachfolger an der Hochschule Bern, unser Mitglied Prof. Dr. Baumgartner am 6. Herbstmonat im Rundfunk gehalten hat:

„Vor etwa zwanzig Jahren erschien im Bodenseebuch ein Aufsatz von Otto von Greyerz. Er war ein Abschiedsgeschenk an die Bodenseegegend, in der er als Lehrer am Landerziehungsheim Glarisegg während siebeneinhalb Jahren Heimatrechte genossen hatte. Der Aufsatz war alles andre als eine förmliche Gabe! Das verriet schon der Titel „Aus meiner Sprachgeschichte“. Kaum anderswo hat Otto von Greyerz so warmen Herzens von seiner Jugendzeit, von seinem Elternhaus, von seinen Wanderjahren und von seiner sprachlichen Entwicklung erzählt. Wer Freude an der deutschen Sprache hat, an der Schriftsprache oder an der Mundart, oder an beiden zusammen, und wer in diesen Tagen ein Wort von Otto von Greyerz zu lesen wünscht, das für alle Zeiten Geltung hat und für uns Deutschschweizer von höchster Bedeutung ist, der nehme den Aufsatz zur Hand und erquickte sich an seinem köstlichen Inhalt*).

Otto von Greyerz hat als Hochschullehrer seinen Schülern gerne namenlose Texte vorgelegt und diese auf ihre charakteristischen Züge hin untersuchen lassen. Solche Übungen bieten oft recht erhebliche Schwierigkeiten. Nichts aber wäre leichter, als in einer Reihe namenloser Texte denjenigen herauszufinden, den Otto von Greyerz selbst geschrieben hat. Das wird jeder bestätigen, der ihn einmal hat sprechen hören oder seine Schriften kennt. Sein gesprochenes und sein geschriebenes Wort tragen ein auffallend persönliches Gepräge. In irgend einer Zeile, in irgend einer Wendung der Rede, meist durch das ganze Stück hindurch gibt sich der angriffs-lustige, keck angreifende und ehrlich sich schlagende Otto von Greyerz zu erkennen. An anderer Stelle wieder verrät ihn sein ausgesprochenes Entdeckertalent. Woran wir Tag für Tag achtlos vorbeigingen, das hebt er auf, zieht es ans Licht, dreht und wendet es, bis ihm seine Eigenschaften klar werden. Das versteht er so ausgezeichnet, daß dem Leser oft ist, als ob er sich selbst auf einer Entdeckungsreise befinde. Bei alledem, im Kampf der Meinungen oder in der stilleren Darlegung eines sprachlichen Vorganges ist er der bescheiden Lehrende und der sicher Führende. Und immer spricht auch sein Herz mit.

* Er ist auch in des gleichen Verfassers bekanntem Werk „Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung“ zu finden.

Nirgends aber schlägt es wärmer als in jenem Aufsatz „Aus meiner Sprachgeschichte“. Nirgends erfährt es der Leser deutlicher, welch inniges Verhältnis Otto von Greyerz zur deutschen Sprache besitzt, zur Schriftsprache und zur Mundart. Keine seiner Schriften sagt es feiner und treffender, wie dieses Verhältnis geworden ist, wie im Herzen des Knaben die große Liebe zur trauten Sprache des Hauses und zur feierlichen Sprache der biblischen Erzählungen und der Weihnachtslieder entstand.

Seinem früh entwickelten Sprachinn offenbarten sich bald die verschiedenen Gestalten der Mundart. Es sprach die Mutter im Hause, eine geborene Zürcherin, anders als der Kamerad in der Schule, das Dienstmädchen vom Lande anders als die Stadtleute. Die besondere Sprache des Mattenquartiers, das Mattenenglisch, in dessen geheimnisvollen Wortschatz jeder rechte Berner Gassenbub eingeführt wurde, stellte ihm schon früh Rätsel über Rätsel.

Was der Knabe in den beiden Sprachen mehr nur gefühlt, erahnt hatte, in das versenkte sich denkend der Student, als in fremdem Lande fremde Laute und Formen an sein Ohr schlugen. Unser Verhältnis zu Schriftsprache und Mundart ist ihm zum erstenmal ganz klar in Berlin vor Augen getreten, und in Berlin sah er auch den Weg vor sich, auf dem unsere Kinder von der Mundart aus zur Schriftsprache hin geführt werden sollen. Ausgerechnet hier entstand der Plan zu einer Deutschen Sprachschule für Berner, der Plan zu einem neuen Verfahren des Sprachunterrichts, das heute auf dem gesamten deutschen Sprachgebiet Anerkennung gefunden hat. Überhaupt wird man beim Lesen jenes Aufsatzes „Aus meiner Sprachgeschichte“ nicht ohne Verwunderung feststellen, wie früh schon die meisten Pläne für all das entworfen wurden, was heute das Lebenswerk des Fünfundsiebzigjährigen ausmacht.

Im Anhang zur Sprachschule für Berner, die 1900 zum erstenmal erschien, fand sich bereits ein kleines bern-deutsches Wörterbuch. Es war eine Art Grundstock des bernischen Wortschatzes, auf den Otto von Greyerz in den kommenden Jahren seine Arbeit in der Mundartenforschung aufbaute. Ungefähr um diese Zeit traf er mit Emanuel Friedli zusammen, der ihm von seinem Plan zu dem großen Werk „Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums“ erzählte. Es war „ein unklares Gewoge von Arbeitsplänen“, aber Otto von Greyerz erkannte die prächtigen und wertvollen Ideen und sah vor sich den begeisterten und arbeitshungrigen Mann und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Er tat all die tausend Schritte und überwand schwere Hindernisse, bis das Unternehmen gesichert war. Als dann nach dem Krieg der Fortgang des Werkes in Frage gestellt wurde, da gründete er die Bärndütsch-Gesellschaft, um mit ihrer Hilfe die notwendigen Geldmittel zu beschaffen. Unvergessen ist vielen Bernern das wohlgelungene Bärndütsch-Fest im Juli 1922 auf der Plattform des Münsters.

Unterdessen ruhten die eigenen Sprachstudien nicht. Die Rätsel, die das Mattenenglisch dem Knaben aufgegeben hatte, wurden zu lösen versucht. Im Verkehr mit seinem Freunde Simon Gfeller auf der Egg ob Lüzelflüh erschlossen sich ihm die Eigenheiten der Emmentaler Mundart. Die Fahrten, die den Knaben einst ins Simmental, nach St. Stephan geführt hatten, wurden wieder aufgenommen und der Wortschatz der Simmentaler Mundart in seinem Reichtum festgehalten. Von diesen Bemühungen zeugen zwei Aufsätze, von denen der eine in dem Buch „Sprache, Dichtung, Heimat“ zu finden ist, das uns Otto von Greyerz an seinem 70. Geburtstag schenkte, der andere im unlängst erschienenen Heimat-

kundebuch des Simmentals. Seine Forschungsfahrten führten ihn auch über das Gebiet der deutschen Schweiz hinaus. Zur Beschaffung des Stoffes zu einer Arbeit „Alpenwörter, Untersuchungen über die Sprachgemeinschaft im alpinen Wortschatz der deutschen Alpenvölker“, bereiste er zweimal die Ostalpengegenden.

Aber aus einer solchen Aufzählung erhalten Sie, verehrte Zuhörer, kaum ein richtiges Bild von der Lebensarbeit des Mannes auf sprachlichem Gebiet. Sie sehen in Otto von Greyerz viel zu sehr nur den Sprach- und Mundartenforscher. Gewiß ist er dies. Aber als seine erste und vornehmste Aufgabe hat er es stets angesehen, die Erkenntnisse aus seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Mundart und mit der Schriftsprache in den Dienst der sprachlichen Erziehung seines Volkes zu stellen. Will man dafür ein besonders anschauliches Beispiel haben, so erinnere man sich jener kurzen Artikel, die im „Bund“ erschienen, und die kürzlich unter dem Titel „Sprachpillen“, in Buchform gesammelt, herausgegeben worden sind; Sprachpillen für ein abgestumpftes Sprachgefühl, für ein ungewecktes oder eingeschlafenes oder verdorbenes Sprachgewissen, wie im Vorwort zu lesen ist. Raum ist es nötig, darauf hinzuweisen, daß ihr Inhalt bald die Mundart, bald die Schriftsprache betrifft.

Otto von Greyerz ist diese Beschäftigung mit beiden Sprachen von jung auf Bedürfnis gewesen. Er hat wie kaum einer unter uns die zwiefache Pflicht sprachlicher Bildung für den Deutschschweizer empfunden. Er hat die Erfüllung dieser Pflicht seit 40 Jahren unermüdet gefordert und mit größter Beharrlichkeit immer wieder auseinandergesetzt, was wir der Schriftsprache, was der Mundart und was dem glücklichen Nebeneinander der beiden Sprachen zu verdanken haben. Was waren es für belehrende, lebendige, mannhafte und kluge Worte, die er an der Delegiertenversammlung des Schweiz. Lehrervereins in Bern im Juni 1936 über die „Bildungsaufgaben des muttersprachlichen Unterrichts in der deutschen Schweiz“ äußerte, oder an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins in St. Gallen im November des gleichen Jahres über „Unsere Pflichten gegenüber Mundart und Schriftdeutsch“. Für diese sichere sprachliche Führung durch Jahrzehnte hindurch und vor allem im heutigen Streite der Meinungen sei ihm, unserem Otto von Greyerz, an seinem 75. Geburtstag der Dank des Schweizervolkes gewiß.

Ein zweiter Redner sprach über Greyerz als Hochschul-lehrer, ein dritter über den Gründer und Leiter des bernischen Heimatschutztheaters. Zu seinem siebenzigsten Geburtstage gab der Gefeierte den Band „Sprache, Dichtung, Heimat“ heraus mit der Widmung an unsern Sprachverein; zum fünfundsiebzigsten schenkt er „der schweizerischen Lehrerschaft, den Freunden, Verehrern und Dienern unserer Muttersprache“ den köstlichen Band

„Sprachpillen“.*

Darüber schreibt unser Vorsitzter:

„Unser Altmeister in deutschschweizerischen Sprachangelegenheiten legt uns eine prächtige Gabe nach der andern auf den Tisch. Diesmal eine ganz besonders schöne und eine besonders fröhliche. Als ich das Büchlein las, meinte neben mir jemand, der nach dem Titel auf dem Umschlag geschickt hatte: „Das sind, scheint es, Lachpillen“, denn man

* Sprachpillen. Von Otto von Greyerz. Verlag A. Francke A.-G., Bern. 160 Seiten. Preis 5 Fr.

hörte mich alle Augenblicke vergnügt lachen. Sechundsiebzig ganz kurze Aufsätzchen enthält der hübsche Band, Aufsätzchen über Erscheinungen unseres Sprachlebens (Mundart wie Schriftsprache), über Fragen, Ungewißheiten, Absonderlichkeiten, Fehler, die zu rügen sind, und umgekehrt: Wörter und Formen, die mit Unrecht als Fehler gerügt werden. Urechtes und Uraltetes wird als solches gezeigt, Schluderei, Schund, Modeunsinn kurz und treffend alles falschen Glanzes und Schimmers entkleidet. In die innersten Tiefen des Volksgefühls und Volksgeistes tun wir erstaunte Blicke; ungeahnte Verwandtschaften mit fremdem Volkstum, mit Latein, Englisch, Türkisch lernen wir kennen. Die Kraft der Angleichung und Aneignung, wie die des Abstoßens im Falle der Unvereinbarkeit, Mißverständnisse, Volksdeutungen aller Art erregen Bewunderung oder Verwunderung. Verachtete bäurische, „gemeine“ Wörter und Laute kommen wieder zu Ehren, was redlich und lauter ist, zu seinem Recht. Und — Lachpillen — jeden Augenblick schaut uns der Schalk an, Humor und Witz fehlen auf keiner Seite des Buches. Lebendig, persönlich sehen wir überall den Verfasser vor uns. Wie köstlich, wenn er uns erzählt, er habe im Zürcher Bahnhof einem wütenden Dienstmann, der einen andern Dienstmann „Sie verbrannte Chaib, Sie!“ schalt, freundlich mitgeteilt: „In einem solchen Fall würde man in Bern Du sagen“. Und welcher Benützer des Schweizerischen Sdiotikons möchte dem gestrengen Albert Bachmann (jetzt freilich vermissen wir ihn!) nicht ein klein wenig gönnen, was ihm sein Berner Freund einst angetan hat: er fragte ihn nämlich: „Weißt du, wo man „notti“ findet in Deinem Sdiotikon?“ und ließ ihn in zwei Bänden des gediegenen Wörterbuches umsonst suchen, um ihm dann auf die Sprünge zu helfen.

Ein paar Ueberschriften als Proben: „Rächmig oder Rächnung“? wird gefragt und die Antwort gegeben. „Weihnacht oder Weihnachten?“ Die „düüren Landjeger“ werden gedeutet, das ebenso beliebte und bekannte wie unserm französischen Gewissen verwunderliche „fidel“ erhält seine Erklärung samt Heimatschein. „Mira“, „Zwächeli“, der „Näpper“, „Pffolter“, „Fürsprech oder Fürsprecher?“ „Ihr oder Sie!“ kommen zur Sprache. Der weiland „Bulgarenbaschligg“ wird zusammen mit andern schönen Frauensachen vor uns ausgebreitet. Der „eingeborne Sohn“ ist ein ernstes Kapitel aus der geistlichen Entwicklungsgeschichte mehr als eines Knaben. Wir hören, weshalb wir „allpott“ sagen und auch weiter sagen dürfen.

Otto von Greyerz ist uns schon lange ein lieber Deuter der deutschen und besonders der alemannischen Volksseele gewesen. Hier werden wir uns aufs neue bewußt, was wir an ihm haben. So warm, so froh, so inhaltreich, gelehrt und verständlich zu uns zu reden, ist nicht jedem gegeben, während er sich im Sonnenschein seines fünfundsiebzigsten Sommers badet. Noch mehr wünschen wir ihm und wünschen wir uns, seinen Lesern.“

Eduard Blocher.

Und schließlich bringen wir aus diesen „Sprachpillen“ zwei Proben; die eine richtet sich gegen einen Mißbrauch in der Schriftsprache und stellt ihr die Kraft der Mundart gegenüber; die andere ist dem Fremdwörterunfug gewidmet. Wohl bekomm's!

Die heiten und keiten

Ein Zeitungsfehen fiel in einen Hühnerhof. Der Hahn, der zur Not lesen konnte, gackerte seinen Hennen vor, was

da gedruckt stand. Es war eine Mitteilung des Statistischen Amtes:

„Aus den aufgestellten Listen geht hervor, daß die Zahl der Hühner aller Art stark gestiegen ist, und zwar von 4864459 auf 5530163; die Zunahme beträgt also 665704 Einheiten.“

„Einheiten“ las der Gockel mit Betonung und schaute seine Legerinnen an. Es brauchte Zeit, bis die trübe Funzel des Hühnerhirns etwas merkte. Aber dann reckten sie die Hälse und verdrehten die Augen. Einheiten nannte man sie also. Das war neu. Und klang vornehm, ungemein gebildet, geradezu distinguiert. Verstehen konnten sie's zwar nicht, aber da war etwas, was ihrer Eitelkeit schmeichelte; und wenn sie schon nichts wußten von Leibnizischen Monaden, kamen sie sich trotzdem als höhere Wesen vor, gewissermaßen philosophisch geadelt. Das -heit hatte es ihnen angetan. Jetzt sollte ihnen einer kommen mit „dummem Huhn“! Dem wollten sie! „Distanz nehmen, wenn's beliebt! Wir sind Einheiten, Ganzheiten, Wesenheiten!“

Im Affentheater der zivilisierten Menschheit vermögen -heit und -keit auch Wunder zu wirken, wie im Hühnerhof. Wer es nötig hat, schafft Distanz und Nimbus mit -heit und -keit. Mit -heit und -keit hebt man das Menschlich-Allzumenschliche in die metaphysische Sphäre des allgemeinen Begriffs. Der Hochgestellte wird zu einer Hoheit, der Heilig-sein-sollende zur Heiligkeit; -heit und -keit machen aus Menschen wie du und ich körperlose Allgemeinheiten: Fürslichkeiten, Herrlichkeiten, Durchlauchtigkeiten. Wo die deutsche Sprache nicht ausreicht, müssen Fremdwörter her: Eminenzen, Excellenzen, Potenzen, Magnifizenzen, Dignitäten, Notabilitäten, Kapazitäten, Zelebritäten, Majestäten . . . nie der Mann, immer die ihm angedichtete Eigenschaft, die Erhabenheit, Einzigartigkeit, die ihn hoch über alle hebt, welche solchen Ruhmes ermangeln. Wir ändern sind höchstens noch — Wenigkeiten.

Und doch sind die menschlichen Schwächen, Abel, Sünden und Laster über alle Rangstufen verteilt. Sie werden nur nicht zu Ehrentiteln verwendet. Ansonst es etwa heißen könnte: Haben Eure Scheinheiligkeit wohl geruht? Was gedenken Eure Berruchtheit in dieser Sache zu tun? Haben Eure Ignoranz den Witz noch nicht begriffen? Leiden Eure Bestialität immer noch an Hämorrhoiden? Denken Eure Impotenz ernsthaft an eine neue Vermählung? usw. in allen Schattierungen.

Unser Volksprache wie unserm Volk sind diese hohen Titel zum Glück fremd. Zwar wird auch bei uns der Direktor leicht zur überpersönlichen Direktion. Aber einen Bundesrat und einen General reden wir doch noch als einen Mann, nicht als eine zur Abstraktion verklärte Größe an. Wir lieben den falschen Nimbus nicht, der in der Nähe erlöschen muß. Wir lieben aber auch die Abstraktionen auf -heit und -keit nicht, in denen sich alle Anschauung verflüchtigt, besonders nicht diese philosophisch aussehenden Einheiten, Vielheiten, Ganzheiten, Allheiten, Wesenheiten, mit denen so leicht und oft Schwindel getrieben wird.

Es ist auffallend, wie das Alemannische schon in früher (althochdeutscher) Zeit der Wortbildung mit -heit und -keit ausweicht und dafür weibliche Dingwörter mit =i bildet: d'Heiteri (Heiterkeit), d'Dünkli (Dunkelheit), d'Gschwindi (Geschwindigkeit), d'Gröbi, d'Fyni, d'Rüüchi, d'Süberi, d'Füechti, d'Tröcheni, d'Schmeli (Schmalheit), d'Hübschi, d'Sälteni. So werden auch geistige Eigenschaften entsprechend den schriftdeutschen auf -heit und -keit im Schweizerdeutschen einfach mit =i gebildet: d'Dümme (Dummheit), d'Gschyni

(Gescheitheit), d'Füli (Faulheit), d'Läbige (Lebendigkeit), d'Lengjemi, d'Brevi (Bravheit), d'Schlöuji (Schlauheit), d'Glehrti (Gelehrtheit und Gelehrsamkeit), d'Wunderligi (Wunderlichkeit), d'Meischterlosigi.

In andern Beispielen geht das Schweizerdeutsche teils in der Wortbildung, teils in der Bedeutungsentwicklung eigene Wege: d'Glimpsigi (Biegsamkeit, Elastizität), d'Fysch-teri (Finsternis), d'Völli (Betrunkenheit), d'Töubi (eigentlich Zustand dessen, der vor Zorn nichts mehr hört oder hören will), Hässigi (vgl. Gehässigkeit), d'Husligi (Sparsamkeit), Bertüenligi (Verschwendung), Chönnigi (Geschicklichkeit), d'Ufölgigi (Unfolgsamkeit), d'Verböüschti (neben Verböuscht: Neid), Lüüfelsüchtigi (neben Lüüfelsucht: teuflische Bosheit).

Das Gremium

„Der Rat beschloß, die Frage dem Gremium vorzulegen.“ „Aus dem Gremium erhob sich eine Stimme zugunsten des Antrags.“ „Das Gremium der Versammlung ist allein zuständig, in dieser Sache einen Beschluß zu fassen.“ . . .

Wenn ich als Knabe oder grüner Jüngling solche Sätze in der Zeitung las, fühlte ich mich tief unwissend und beunruhigt. Vergeblich suchte ich in meinem lückenhaften Wortvorrat nach einer Anknüpfung für dieses geheimnisvolle „Gremium“. An „Crème“ ließ es sich schlechterdings nicht anreihen; auch hätte es ja Gremium heißen müssen. An „Granium“ auch nicht. Beides klang viel zu alltäglich, harmlos und eindeutig, um ein Licht auf jenes mysteriöse Wort zu werfen. Dieses „Gremium“, das als letzte Instanz alle Fragen zu entscheiden, alle Rätsel zu lösen vermochte, schien mir eine allwissende Macht, ein unheimlich geisterhaftes Wesen, eine Art delphische Pythia, die bekanntlich, obgleich sie ein Weib war, nur selten redete und immer kurz, weise und endgültig. Immerhin war sie ein Mensch, und zwar weiblichen Geschlechts. Wogegen dieses Gremium neutral war, geschlechtslos, wie etwa das Publikum oder eines der Elemente: Calcium, Magnesium oder ein Tierwesen wie das Amphibium, von Schriftungelehrten auch „Amviehbium“ geschrieben (was aber zwei zornige rote Striche eintrug). Mit seiner Geschlechtslosigkeit gemahnte es eher an das urweltliche Megatherium, an das spukhafte Toggeli oder das Hauri in unsern Alpenjagen.

Bis ich eines Tages beim Cäsar-präparieren im lateinischen Wörterbuch blätterte und zufällig auf das Wort „gremium“ stieß. Ha, da war es! Atemlos vor Spannung, wie der Jüngling zu Sais, als er den Schleier von der Wahrheitsstatue riß, starrte ich auf die Erklärung. „Gremium, ii, neutr. Schoß, Mutterschoß“ — fertig.

Der Vorhang des Allerheiligsten war aufgetan — die Offenbarung war nicht überwältigend. „Der Schoß der Versammlung, der Schoß des Rates“ — das war also des Pudels Kern! Warum soll die Versammlung keinen Schoß haben, wenn doch die Gemeinde ein Haupt, die Polizei lange Arme, das Gesetz ein Auge, die Kirche einen guten Magen und die Natur einen Busen hat, an dem sich ruhen läßt. Aber warum, wenn es nichts weiter ist als der Schoß, warum dann ums Himmels willen „Gremium“? Darum: weil der Schoß ein Bild ist, das jeder versteht, der Deutsch kann, und Gremium — zwar auch ein Bild, aber eines, das niemand versteht. Und das ist eben das Feine. Nur ganz feine Leute brauchen Wörter, die weder sie noch andere verstehen!